

# Über Risiken und Nebenwirkungen

Zwischenstopp – was nicht links liegen bleiben sollte

Der Zug der Digitalisierung kann je nach Standort auf uns zurasen oder an uns vorbei – so meine Einlassung in unserer letzten Ausgabe. Aber was ist, wenn wir uns nicht als externe

Beobachter\_innen begreifen? Und das sollten wir! Dann rast er eben auch durch uns hindurch. Was macht die Digitalisierung also mit uns? Sind diese Veränderungen gut oder schlecht?

Und: sollten wir Letzteres konstatieren: was folgt daraus? Was machen wir dann und was können wir überhaupt angesichts der Dynamik der Entwicklung und der Wucht der dahinterstehenden Interessen unternehmen? Wenn es in der Vergangenheit schon schwer war, einer vermeintlichen oder tatsächlichen Marktlogik etwas entgegenzusetzen, so scheint dies vor dem Hintergrund der erwartbaren Veränderungen im Zuge der Digitalisierung – man denke nur an das augenblickliche Modethema KI (Künstliche Intelligenz) – erst recht nur defätistisch darstellbar zu sein. Also: Klappe halten? Jeder Fortschritt hat seinen Preis! M.a.W.: Mensch wird resigniert sagen, dass man sowieso den Gang der Dinge nicht aufhalten könne.

Hier liegt m.E. das, was sich als zeitgenössischer Bildungsauftrag etablieren sollte. Nämlich genau diesem Trend entgegenwirken! Gleich wie aussichtsreich dieses Unterfangen zunächst wirken mag, sollten wir als Pädagog\_innen daran festhalten, den uns Anvertrauten klarzumachen, dass es trotz der gewaltig erscheinenden, scheinbar autonomen Maschinerie immer auch Möglichkeiten der Einflussnahme gibt. Das kann offen passieren, es ist aber auch legitim, wo es institutionelle Hindernisse gibt, Spielräume subversiv zu nutzen. Ich behaupte gar, dass das Subversive in der Schule die einzige Antriebskraft für Veränderung ist, da Schule - system-

## Faszinierend, aber...

In der Vergangenheit hatte ich immer wieder gehört, dass das mit den Übersetzungsprogrammen noch sehr in den Kinderschuhen stecke. Richtig ausprobiert hatte ich es deshalb auch gar nicht. Diese absolut schwachsinnigen Mails, die mir eine Erbschaft von mehreren Millionen Dollar aus Nigeria offerieren, wenn ich bereit wäre, gegen eine Einmalzahlung die Notariatskosten zu tragen oder so ähnlich, waren Beweis genug, dass es noch nicht so weit her ist mit diesen Übersetzungsprogrammen, da man den Sinn der Mail kaum verstehen konnte.

Dann aber wurde mir – auch per Mail – ein ganz neues Verfahren angeboten. *Deepl* heißt es. Und da ich gerade Bedarf hatte, etwas ins Englische zu übersetzen, unterlag ich der Versuchung ... und war begeistert! Nun ist mein Englisch nicht perfekt, aber ein von mir geschriebener Text – und ich bin ja bekannt dafür, eher verschachtelt zu schreiben – schien mir ziemlich gut übersetzt.

Das Geheimnis, so konnte ich zwischenzeitlich nachlesen, liegt in einer völlig anderen Herangehensweise als es die bekannten Programme von bspw. ‚Google‘ oder ‚microsoft‘ machen; die müssen wohl alles irgendwie einmal eingeben, was später als übersetzter Text herauskommen soll. Anders bei *Deepl*: Es ist faszinierend und ernüchternd zugleich! Da quasi alles, was wir so aktuell schreiben, schon mal geschrieben und Vieles davon übersetzt wurde, greift bei *Deepl* eine Suchmaschine genau hierauf zurück (auf so genannte ‚crawler‘) und flickt somit die verschiedensten Elemente zusammen. Und je mehr das Programm genutzt wird, desto besser wird es, weil es mit jedem übersetzten Text dazu „lernt“. Und umsonst ist es auch noch! (Mensch muss es auch nicht herunterladen, sondern kann es gleich online nutzen.)

Ein Raunen geht durch die Übersetzer\_innenbranche. Zukünftig wird man Gebrauchstexte wahrscheinlich wirklich mit diesen Programmen übersetzen. Bei Literatur wird es vielleicht jeweils eine übersetzte Grobfassung geben, die dann jeweils nur noch sprachlich überarbeitet werden muss.

Irgendwie grauenvoll, auf jeden Fall unheimlich – oder?

JG

immanent gedacht – immer nur das Reproduktive will und folglich Veränderung nur passiert, wenn es gelingt, das Brave, das Naheliegende und das Mittelmäßige zu überwinden.

Aber zurück zur Ausgangsfrage: Was macht die Digitalisierung mit uns? Die bildgebenden Verfahren der Neuro-Biolog\_innen geben ja bereits zahlreiche Hinweise darauf, inwieweit sich unsere Emotionen verändern. Aber fangen wir nicht mit dem Schwierigsten an. Ich denke, dass man auch an eigenen Alltagserfahrungen Veränderungen bemerken kann. Wenn wir telefonieren wollen, greifen wir auf den Nummernspeicher zurück. Unsere Merkfähigkeit nimmt ab, wozu brauchen wir sie noch? Wenn wir ein GPS ständig gebrauchen, ist abzusehen, dass unser Orientierungssinn nicht mehr so funktioniert wie früher. Wenn wir, statt Fremdsprachen zu lernen, in Zukunft immer stärker auf Übersetzungsprogramme zurückgreifen können (s. Kastan), leidet darunter ja nicht nur die Fremdsprachenkompetenz, sondern zugleich das Gefühl für die Vertrautheit mit Sprache insgesamt. Das Gleiche gilt für Copy/Paste-Verfahren: Natürlich ist es verführerisch, auf bereits

### Korrektur

In der letzten Ausgabe verorteten wir die Kollegin **Regina Schulz**, die uns im Zusammenhang mit dem Thema ‚digitales Lernen‘ ein Beitrag lieferte, den wir mit ‚Mitten aus dem Schulalltag‘ betitelten, am Gymnasium Dörpsweg (S. 44). Das war falsch! Regina unterrichtet am Gymnasium Grootmoor.

Wir entschuldigen uns für diesen Fehler.

DIE REDAKTION

Formuliertes zurückzugreifen. Vielleicht ist es ja auch gar nicht so frevelhaft, wie zunächst gedacht, aber die Schreibkompe-

luste. Was wir dank des Taschenrechners schon vielfach nicht mehr können, im Kopf rechnen, mag auf der praktischen Ebene



Foto: 123rf.com/elen1

**Der Gegensatz zum Digitalen: Kalligraphie vermittelt das ästhetische Gefühl sowie die Moral des Kalligraphen, letztendlich die Einheit von Sinn und Form**

tenz nimmt eindeutig ab. Und wie war das noch mit der Handschrift, auf die früher so viel Wert gelegt wurde? Den Drill, der mit dem Lernen einherging, mag man kritisch sehen, die Annahme aber, dass bei dem sensomotorischen Prozess des Schreibens mit der Hand einem andere Gedanken aus der Feder fließen als beim Tippen, ist nicht abwegig. Die Asiat\_innen pflegen nach wie vor nicht umsonst als hohes Kulturgut, was bei uns längst untergegangen ist: die Kalligraphie, eine Kunstform, die Form und Inhalt eines Textes auf eine ganz besondere Weise zusammenbringt. Es entsteht etwas Einmaliges, Einzigartiges und ist damit höchst individuell. Ein Pinsel ist der Feder dabei sicherlich überlegen, trotzdem ist mit dem Untergang der Handschrift als Kulturgut auch bei uns etwas unwiederbringlich verlorengegangen.

Und was für das Schreiben gilt, zeigt sich auch beim Rechnen: deutliche Kompetenzver-

kein Problem sein. Ob die Bäckereiverkäuferin mir nun den Preis meiner gekauften Brötchen im Kopf errechnet oder per Computer ausweist, ist vielleicht nicht so wichtig. Wenn aber dadurch das Verhältnis zu Zahlen, im Sinne von: Relationen im Kopf herstellen, verloren geht, ist das etwas anderes.

Nicht mehr schreiben zu können bedeutet dagegen noch mehr: Gedanken zu verschriftlichen, was i.d.R. auf Kommunikation ausgerichtet ist, ist ein Prozess, der gegenüber rein mündlicher Kommunikation seine Besonderheiten aufweist. Wird es also in naher Zukunft neben wenigen ‚Schriftgelehrten‘ nur noch strukturelle Analphabet\_innen geben, die sich via Mojis im Telegrammstil austauschen? Ganz abgesehen davon, dass damit auch die Notwendigkeit des Lesens abnehmen würde, das ja ohnehin durch Fernsehen, Youtube etc. und noch enger auf Schule bezogen: durch Youtube-Tutorials immer mehr in den Hin-

tergrund rückt, bedeutete dies eine qualitative Veränderung des Denkens insgesamt.

Also, so könnte man schlussfolgern: wenn das Schreiben und Rechnen von Maschinen übernommen wird und das Lesen wie beschrieben ebenfalls in den Hintergrund rückt, braucht es auch nicht mehr in der Schule gelehrt und gelernt zu werden. Was aber stattdessen? Wir wissen es eigentlich: Die Schärfung und Sensibilisierung aller Sinne jenseits kognitiver Kompetenzen, die nicht von Maschinen bzw. Computern übernommen werden können. Dies hieße, konsequent den Ausbau der musischen Fächer voranzutreiben! Wie wäre es mit einem Zweig Ästhetik, der alle Künste in den Mittelpunkt rückt? Eine Schule, die damit einen deutlichen Gegenpol zur scheinbaren Allmacht der Algorithmen schaffen würde. Auf dem Weg dahin könnte das,

was mit kommunikativer Kompetenz gemeint ist, geschärft werden.

Dass sich bei Vielen bereits Skepsis gegenüber dieser Allmacht breit gemacht hat, lässt sich auch daran erkennen, dass man bewusst auf analoge Formen der Reproduzierbarkeit – insbesondere, wenn es um Kunst geht – zurückgreift. Da gibt es in der Musikrezeption bei Manchen die klare Präferenz des Zurück zum Analogen. D. h., man ist bereit, ein deutlich umständlicheres Handling der Vinyl-Schallplatte mittels eines vergleichsweise aufwändigen mechanischen Abspielgeräts, dem Plattenspieler, in Kauf zu nehmen. Für was eigentlich? Es ist sicherlich nicht die Sehnsucht nach der vermeintlich schöneren und besseren Vergangenheit, also von Nostalgie getriebene Sehnsucht nach einer heileren Welt, sondern der Wunsch nach

dem Genuss eines analogen Klangerlebnisses, das sich vom digitalen abhebt. Dafür nimmt man in Kauf, dass alles umständlicher ist.

Und da gibt es scheinbar andere Verrückte, die wieder mit Rollfilm oder gar belichteten Platten arbeiten und damit in Dunkelkammern rumhütern. Und das, wo vordergründig jedes Smartphone doch das Gleiche liefern kann! Noch extremer zeigt sich dieser Unterschied bei der Entstehung von musikalischen Werken. Es wäre ein Leichtes, orchestrale Klänge rein am Computer entstehen zu lassen. Man hat dies ja immer wieder versucht und in der U-Musik ist es ja in Teilen auch noch gängige Praxis. Aber selbst die Verfeinerung durch Zufallsgeneratoren, die dafür sorgen, dass kleine Abweichungen vom physikalischen Optimum das Produkt realitätsnäher, also lebendiger er-

Foto: Joyce Abrahams/GEW



Man stelle sich vor, auf dem Schild wäre auch noch alles mit Computer geschrieben. Die Magie wäre zerstört!

scheinen lassen, schafft es nicht, den Charakter des Künstlichen vollständig zu verwischen. Man kann die Liste jetzt beliebig fortsetzen, indem man fragt: warum gehen die Menschen nach wie vor ins Theater, in die Oper, ins Konzert? warum in die Kunsthalle, wenn im Zeitalter der digitalen Reproduzierbarkeit doch alles bequem übers Smartphone abrufbar ist? Walter Benjamin, ohne dessen Gedanken auch heute keine ernsthafte medienpolitische Debatte geführt wird, äußerte sich dazu in den 1930er Jahren wie folgt: „Was im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks verkümmert, das ist seine Aura.“\*

Was Benjamin damals aufgrund des Einzugs der Massenmedien in die Öffentlichkeit problematisierte, hat heute aufgrund der Digitalisierung eine ganz neue Dimension erlangt. Seine Annahme von einer Aura war damals umstritten und ist es bis heute. Fest steht aber, dass Menschen immer wieder von der Sehnsucht getrieben sind, sich in einer Weise auszudrücken, ja, sich zu entäußern, die aus ihrer ganz persönlichen Empfindung herrührt.

Es gibt an dieser Stelle also anscheinend keinen Grund, durchgängig kulturpessimistisch zu sein, da sich die Menschen ihre Nischen suchen. Aber um die geht es ja nicht. Es geht um das, was den Schulalltag prägt. Und hier ist dem Authentischen, Natürlichen, dem Einzigartigen der Vorzug zu geben gegenüber einem rein reproduktiv-mechanistischen instrumentellen Handeln. Als Hilfsmittel, als Medium, als Mittler von Wissen gibt es sicherlich Möglichkeiten, digitale Medien so einzusetzen, dass sie auch im emanzipatorischen Sinne genutzt werden können. (Beim Gestalten bin ich schon skeptischer). Um das zu errei-



chen, sind alle gefragt: Darauf zu achten, was inhaltlich denn überhaupt transportiert wird. Vielleicht sind wir manchmal etwas vorschnell – wie ich in der letzten Ausgabe der hlz –, wenn wir Stiftungen ganz allgemein als Türöffner für die Wirtschaft bezeichnen, die so helfen, deren Gewinninteressen durchzusetzen. Auch dort arbeiten Kolleg\_innen (wo sollen sie sonst auch alle hin, die Sozial-, Geistes- und Sprachwissenschaftler\_innen?), die nicht nur als Erfüllungshelfen ihres Auftragsgebers fungieren. Ähnlich könnte man aus systemkritischer Sicht auch über Lehrer\_innen sagen, sie seien letztendlich ebenfalls nur die Büttel der Herrschenden im Sinne der Ausbildung optimal verwertbarer Arbeitskräfte.

Auch hier liegen die Dinge also komplizierter. Es kommt darauf an, was wir aus dem Vorgefundenen machen. Und dieses Machen ist immer ein Prozess von Ursache und Wirkung, der aber nicht naturgesetzlich abläuft, sondern von unserem Handeln abhängt. Wenn ich das mit der Dialektik einigermaßen richtig verstanden habe, dann beschreibt diese die

Wechselwirkung zwischen unserem bewussten Handeln aus einem vielleicht erkenntnisleitendem Interesse (These), aber der Ursachen gibt es viele und der Reaktion darauf (Antithese), was den geschichtlichen Lauf der Dinge bestimmt. Das Ergebnis der Veränderung, die Synthese also, ist immer etwas, das anders ist als das, was vorher war. „Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen“, hat Heraklit vor 2500 Jahren gewusst. Passen wir also darauf auf, dass wir, wenn wir aus dem Fluss wieder herauskommen, weder kontaminiert noch mit Schlamm bedeckt, sondern sauber sind.

JOACHIM GEFFERS

\* Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (1939), S. 477, (zweite, erweiterte deutsche Fassung, 1936) in: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Band VII, Werkausgabe Band 1, herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1989, ISBN 3-518-28531-9, S. 350–384.